

Ein alter japanischer Führer durch Yokohama

Von *Kurt Meißner*

Als am 1. Juli 1859 Yokohama für Ausländer geöffnet wurde, siedelten sich auf dem von den Japanern vorbereiteten Gelände sofort etwa 120 Engländer, Amerikaner, Holländer, Franzosen und einige Deutsche und Schweizer an. Ihre Zahl stieg in den folgenden vier Jahren auf 250. Kaum einer dieser ersten Wegbahner des japanischen Außenhandels war älter als 25 oder 26 Jahre. Sie kamen aus Shanghai, Hongkong oder Deshima, wo sie in ausländischen Handelshäusern gearbeitet hatten.

Die Missionare und Konsuln der verschiedenen Länder blieben zunächst auf der Kanagawa-Seite der Bucht, weil sie auf dem Wortlaut des von Townsend Harris geschlossenen Vertrages bestehen wollten. Nach einigen Jahren, als Yokohama sich aus ein paar Fischerhütten schnell zu einer großen Handelsstadt entwickelte, zogen auch sie nach Yokohama.

Das Leben der Ausländer mit ihren roten Haaren, grünen Augen und großen Nasen war für die im nahen Edo wohnenden Japaner natürlich ungemein merkwürdig. Edo (heute Tôkyô) hatte damals schon mehr als eine Million Einwohner. Die dortigen Verlagsfirmen brachten deshalb nicht nur Holzschnittfarbendrucke mit Bildern der Fremden heraus, sondern sie veröffentlichten auch kleine Führer durch Yokohama. Diese Bücher aus der Zeit, als Ost und West sich trafen, sind lustig zu lesen, macht es doch immer Spaß, sich selbst einmal mit den Augen anderer Völker zu sehen.

Diesem Aufsatz liegt hauptsächlich einer dieser Führer, „Minato no Hana, Yokohama Kidan“ (1) zugrunde. Dieses Buch wurde 1863 von einem ungenannten Verfasser geschrieben und im Verlage Kinkodozô herausgebracht.

Um Bücher aus jener Zeit recht zu verstehen, muß man sich ein wenig in die Zeit zurückversetzen. Die weiße Rasse hatte sich Amerika, Afrika, Australien und halb Asien unterworfen. Der Gedanke, daß Eingeborene eines Überseelandes ihnen in irgendeiner Beziehung überlegen sein könnten, kam den Weißen überhaupt nicht in den Sinn. Die ersten Pioniere in Yokohama waren deshalb oft recht übermütig, zumal sie jung waren und sich manchmal austoben wollten.

Die japanischen Zivilbeamten und Samurai hingegen hatten seit vielen Jahrhunderten uneingeschränkt das geduldige Volk regiert. Seit über zweihundert Jahren herrschte Friede. Schifffahrt, Kampf, Macht waren vergessen. Kunst, feinste Sitten, ruhig vornehmes Benehmen wurden gepflegt und geschätzt. Es konnte kaum einen größeren Gegensatz zu den jungen Europäern und Amerikanern in Yokohama geben. Die Überheblichkeit der japanischen Beamten war aber noch größer als der Übermut der fremden Kaufleute.

Das gewöhnliche Volk aber, die Handwerker, Bauern und Händler dachten anders. Sie gaben sich natürlich und freundlich gegen die Fremden. Oft wollten sie sich über deren komische Einfälle totlachen, und als sie sahen, wie reich und mächtig die Ausländer waren, da wuchs ihre Begierde, alles von ihnen zu lernen.

Auch die Klügeren unter den japanischen Beamten mußten dies wünschen, obwohl sie fühlten, daß solcher Fortschritt ihre eigene Stellung untergraben würde.

Unser alter Führer beginnt in seinem Büchlein zunächst mit einer Schilderung des Handels in Yokohama. Tauschgeschäfte waren verboten. Es gab nur Barzahlung gegen Lieferung. Die schnelle Abwicklung und die Höhe der täglichen Umsätze waren für die Japaner jener Zeit etwas Unerhörtes. Boten mit Säcken voll Silbergeld gingen ohne Bewachung durch die Straßen. Geldwechsler, genannt „Dollarya“, machten ihre Geschäfte. Ein Einfuhrzoll wurde bezahlt, dann wurden die eingeführten Waren mit Handkarren in die Verkaufsräume der Ausländer gebracht. Dies waren schmale, etwa 33 Meter lange Baracken. An der einen Längsseite standen auf mit Woldecken bedeckten Stufen die importierten Waren, eine lange Stange trennte diesen Ausstellungsraum vom Korridor, durch den die Käufer gingen, auf der einen Schmalseite hinein und auf der anderen Schmalseite hinaus. Hinter der Stange standen mit einem Knüppel in der Hand zwei oder drei junge Ausländer, die aufpaßten, daß nichts geklaut wurde.

Auf den Stufen standen Bilder, Spiegel, Landkarten, Bücher, Gewebe, Musikinstrumente, Metallwaren usw. „Der Anblick raubt den Besuchern ihre Augen und menschliche Worte reichen nicht aus, die Pracht zu beschreiben“, sagt unser Führer.

Baumwollene und halbwollene Gewebe und Uhren waren in der Pionierzeit die wichtigsten Importartikel, doch war die Einfuhr verglichen mit der Ausfuhr nur klein. Seide und Tee, zeitweilig auch Karten mit Eiern der Seidenraupen, vorübergehend sogar damals in Japan noch angebaute Rohbaumwolle waren auf der Exportseite die hauptsächlichen Waren. Einige fremde Firmen hatten eigene Tee-röstereien.

Anfangs war Holländisch die offizielle Sprache, doch hörte dies bald auf, als die Japaner fanden, daß sie auf Englisch nicht nur mit den Engländern, sondern auch mit den Amerikanern, Deutschen, Holländern usw. verhandeln konnten. Leider kamen nur wenige der Ausländer im Japanischen über die sogenannte Yokohama-Sprache hinaus, die japanischen Händler paßten sich aber schnell dieser kindlich dürftigen Sprechweise an. Viele ausländische Kaufleute hatten sich chinesische Compradores mitgebracht und verhandelten mit den Japanern fast nur durch diese. „Ich bin der Meinung“, schreibt unser Führer, „daß diese Chinesen keine guten Manieren haben, sie sind smarter als die Westländer und haben keine von den anziehend liebenswürdigen Seiten, welche die Westländer besitzen.“ Die Zwischenschaltung von Chinesen brachte den großen Nachteil, daß viele der Ausländer weder die Sprache noch die Denk- und Geistesart ihrer Kunden und Lieferanten kennen lernten, abgesehen von dem „squeeze“ der Chinesen, der das

Geschäft verdarb. Allerdings ging ein guter Teil des Handels nicht nach den Heimatländern der Ausländer, sondern nach China. Seide, Tee, Kupfer usw. genügten nicht, um Schiffe nach London oder San Francisco voll zu beladen. Man verschifft deshalb für China Seeerzeugnisse, Lebensmittel wie Bohnen usw. und lud in Shanghai die Waren in andere Schiffe, die nach Europa oder Amerika fuhren, um.

Jedes Geschäft mußte der japanischen Behörde gemeldet und von ihr genehmigt werden. Alle Japaner, die das „settlement“ der Europäer besuchen wollten, mußten an ihrem Gürtel die abgestempelte Eintrittserlaubniskarte tragen. Samurais mußten ihre langen und kurzen Schwerter bei den Wachen abgeben, die bei den drei Brücken standen, über die jeder gehen mußte, der nach Yokohama wollte. Die Behördenaufsicht erstreckte sich auf die allerprivatesten Dinge. Bischof George Smith von Hongkong schreibt („Ten Weeks in Japan“, London 1861): „Young men were encouraged to negotiate through the custom-house the terms of payment and the selection of a partner in their dissolute mode of living.“ In einer Ausstellung wurde vor einigen Jahren die Genehmigung der japanischen Behörde gezeigt für die erste Zahlung von Konsul Townsend Harris an die berühmte Geisha O-Kichi in Shimoda. Bei Dunkelwerden mußte jeder Japaner eine Laterne tragen. Daß auch Blinde eine Laterne tragen mußten, meint unser Führer, sei eine Sache, die es sonst wohl nirgends wieder geben würde.

Niemand kann behaupten, daß in Yokohama das settlement der Fremden und der Stadtteil der Japaner schön sind oder jemals schön waren. Unser Führer beschreibt, wie der Stadtplan einem Schachbrett gleicht mit dem Zollamt (*go-unjō-sho* (2)) und dem Kōzaki (3)-Freudenviertel zwischen settlement und Japanerstadt. Die Anlage solch eines Viertels war in jener Zeit für die Japaner eine Selbstverständlichkeit. Man erinnere sich daran, daß in der Tokugawa-Zeit Japans bürgerliche Kunst – Holzschnitte, Theater, Dichtung – ihren wichtigsten Sitz in den Freudenvierteln von Edo und Naniwa (= Ōsaka) hatten. Die Ausländer mußten ihre japanischen Freundinnen in einem der Freudenhäuser registrieren lassen, ehe diese zu ihnen ziehen durften. Auch Ph. Fr. von Siebolds japanische „Frau“ wurde in Nagasaki in einem jener Häuser registriert. Unser Führer schreibt: „Tritt man durch das große Tor ein, so rauben die Papierlaternen der Teehäuser dem Mond seinen Schein. Die Laternen der Bedienten, die die gehenden und kommenden Gäste begleiten, sehen wie ein Schwärm von Glühwürmchen aus. Schönste Blumen und Blüten sieht man hier zu jeder Jahreszeit. Das Gankirō-Haus ist schön wie ein Traumbild, geradezu kaiserlich!“

In jener Zeit kannte man in Japan noch keinen privaten Grundbesitz. Aber Pachten waren erblich, und wenn nichts Besonderes vorkam, waren sie also „ewig“. Die Miete war sehr niedrig. Dies gefiel den Ausländern natürlich. Mancher arme Teufel belegte für sich große Grundstücke, die später dann die erste Grundlage seines Vermögens wurden. 1863 erhielt die Regierung als Pacht für 180 Grundstücke nur 50 bis 60000 Schweizer Franken. Auf diesen Grundstücken errichteten die Ausländer ihre Häuser zunächst aus Holz und nach einem großen

Feuer aus Steinen. Unser Führer schreibt: „In den Steinwänden sind Schiebefenster aus Glas. Auf den Fußböden sind Teppiche ausgebreitet, fünf Matten oder zehn Matten (eine Matte = ca. 90 x 180 cm) groß, in einem Stück gewoben, mit Blumenmustern. Man könnte glauben, schönste Blumen seien auf den Boden gestreut. Wenn der Winter kommt, heizen die Fremden jedes Zimmer mit harter Holzkohle oder Steinkohle. Den Rauch leiten sie durch Kupferrohre durchs Dach oder durch die Wand ins Freie. So werden Zimmerdecken und Wände nicht durch den Rauch geschwärzt und die Temperatur in den Räumen bleibt so wie im Mai und Ende April. In allen Zimmern hängen unter Glas Bilder von unvergleichlicher Schönheit. Abends scheint das Licht der Lampen durch Lampenschirme aus Glas und es ist so hell, daß man jedes Haar erkennen kann.“ (Glas war damals in Japan noch ein seltenes, sehr teures Material.)

Das einzige Hotel in Yokohama (Inhaber Hufnagel, später Patow) beschreibt unser Führer wie folgt: „Wenn Reisende ankommen, die in der Stadt keine Freunde haben, wohnen sie im Hotel, das von Ausländern geleitet wird. Einmal Übernachten kostet drei ausländische Silberstücke, was verglichen mit den Preisen unserer japanischen Gasthäuser sehr teuer ist. In diesem Hotel ist ein Raum, der 50 Matten groß ist. In der Mitte steht ein Tisch, 18 Fuß lang und 12 Fuß breit. Auf dem Tisch liegen Kugeln mit einem Durchmesser von etwa 3 Zoll. Der Spieler und sein Partner stoßen diese Kugeln abwechselnd mit einem Stock. Wenn eine Kugel die Kugel des Partners berührt und nachher in ein Loch fällt, so scheint der Spieler zu gewinnen. Es ist wirklich erstaunlich, wie geschickt sie sind. Dicht beim Tisch sieht man die Wettsummen in Höhe von 200, 500 oder gar 1000 Silberstücken liegen. In allen Zimmern des Hotels ist es so schön, daß man es kaum beschreiben kann.“ Es ist ergötzlich, diesen Bericht mit der vernichtenden Hotel-Beschreibung des Kgl. Sächsischen Handelssachverständigen Gustav Spieß in seinem Buch „Die Preußische Expedition nach Ostasien 1860–1862“ zu vergleichen. Wenn man dann auch noch die wieder günstigere Beschreibung des jungen Ferd. von Richthofen liest, wird man immer vorsichtiger gegen zeitgenössische Geschichtsquellen. Alle Menschen bleiben eben menschlich und urteilen einseitig.

Über den Hafen, in dem meistens gleichzeitig 15 und gelegentlich 20 Schiffe lagen, schreibt unser Führer: „Alle Schiffe haben drei Masten. An diese hängen sie manchmal zehn oder zwanzig Segel. Dies sieht aus, als ob ein Berg auf dem Meere schwämme. Wenn sie in den Hafen fahren, schießen sie mit ihren Kanonen viele Male, um die Ankunft zu feiern, wenn sie den Hafen verlassen, schießen sie ebenso, um die Abfahrt zu feiern. Der Lärm ist groß genug, um Berge zu versetzen. Für jeden, der nicht daran gewöhnt ist, ist es zum Fürchten. Auf jedem Schiff sind 20 bis 30 Mann. Manchmal schaffen sie die Hin- und Rückreise nach China in 15 oder 16 Tagen. Es gibt auch Schiffe, die ganz aus Eisen gemacht sind, sie schwimmen wie eine kupferne Waschsüssel auf dem Wasser. Dampfschiffe haben Räder und können in irgend eine gewünschte Richtung, ohne auf den Wind Rücksicht zu nehmen, fahren. Tausende *kin* (1 *kin* = 600 g) Kohle werden verbraucht, um aus Wasser Dampf zu erzeugen. Wenn du zum Beispiel einen Kessel

mit kochendem Wasser aufsetzt, so wird der Deckel anfangen zu tanzen. Diese Erfindung haben die Fremden schon vor 50 Jahren gemacht.“

In unserem Führer sind noch zwei andere Erfindungen der Ausländer erwähnt. Zunächst die Taschenuhr. Unser Japaner schreibt: „Die Fremden tragen immer Uhren in ihren Taschen, niemals sind sie ohne Uhr. Die Uhren sind rund und haben einen Durchmesser von 4½ bis 6cm. Sie kosten 5 bis 6 *ryô* (1 *ryô* = 16,5g Gold). Solche Taschenuhren sind sehr nützlich. Wenn du zum Beispiel eine Verabredung für den nächsten Tag hast, so kannst du, wenn die verabredete Stunde sich nähert, nach Hause gehen und dort auf den Besucher warten. Auch der Besucher kann auf seine Uhr blicken und so zur richtigen Zeit kommen.“ Trotz aller Taschenuhren sollte es noch viele Jahrzehnte dauern, bis in Japan Pünktlichkeit – genannt *seyô-jikan* = Westländische Zeit – eine Tugend wurde. Der wirklich vornehme Mensch in Ostasien hatte genug freie Zeit und innere Ruhe, um gerne ein paar Stunden auf einen guten Freund zu warten.

Neben Dampfmaschine und Taschenuhr wird der Fotoapparat wie folgt erwähnt: „Es gibt noch eine wundervolle Sache, genannt Camera obscura. Nicht nur Menschen, sondern auch Landschaften werden auf eine Glasplatte gespiegelt, ganz natürlich mit Schatten und allem, und dieses Bild verschwindet nicht wieder, sondern wird auf die Platte fixiert. In unserem Lande bittet man einen Künstler, läßt ihn das Porträt malen und klebt es auf ein Gewebe als Rollbild, um es seinen Nachkommen zu hinterlassen. Für diesen Zweck kann man nun mit der Camera ein Bild machen lassen. Zwar ist es nur klein, aber es ist ganz ähnlich. Es kostet 2 *bu* bis 1 *ryô* (1 *bu* = ein Achtel *ryô*). Ein Mann, namens Sakurada, im 5. Block der Benten-dori hat diese Kunst gelernt. Er arbeitet ebenso gut wie die Ausländer und ist billiger.“

Unser japanischer Führer beschreibt dann das Leben der Fremden. Wie sie morgens zwischen 7 und 10 Uhr aufstehen, gleich in lauwarmem Wasser baden, manche sogar in kaltem Wasser. Wie sie dann vor einem großen Spiegel gurgeln und sich waschen. Wie sie Seife, die den Japanern damals noch unbekannt war, gebrauchen, um den Schmutz zu entfernen. Wie sie dann Weizenbrot, Schweinefleisch und Früchte essen und wie viele verschiedene alkoholische Getränke die Fremden haben. Wie ununterbrochen die Ausländer rauchen und den Rauch tief einsaugen und wie sie von Jugend auf reiten. „Ihre Frauen sind alle schöne Weiber mit schmalen Gesichtern und schlanken Körpern. Mit Silber, Gold und edlen Steinen, schönem Kopfschmuck und hübschen Kleidern sehen sie aus wie vom Himmel herabgestiegene Engel. Unglücklicherweise sind sie aber noch eifersüchtiger als unsere Frauen. Man sagt, daß sie keusch und treu leben. Die Ehepaare lieben sich, gehen auf der Straße Hand in Hand und tun so verliebt wie Mandarin-Enten.“

Wenn ein Kind geboren ist“, meint unser Führer, „gebrauchen die Fremden kein Wasser. Auch rasieren sie nicht die Haare ihrer Säuglinge. Sie wischen die Kleinen nur viele Male ab und nähren sie dann nicht mit der Mutter-, sondern mit Kuhmilch.“ Wenn ein Kind drei Jahre alt ist“, fährt unser Führer fort, binden die Fremden ein dünnes Tau mit beiden Enden an einen kräftigen Baumast. Dann

nehmen sie das Kind und setzen es mit seinem Gesäß auf die Mitte des Taus. Das Kind ergreift rechts und links das Tau. Dann stößt der Fremde das Kind fünf oder acht Meter nach vorne und, wenn es zurückfliegt, wieder bis zur gleichen Höhe. Beim Zuschauen wird man ganz schwindelig. So spielen sie jeden Tag. Sie tun es, um nicht seekrank zu werden, wenn sie Schiffsreisen machen.“

Wer über Yokohamas Pionierjahre schreibt, sollte nicht vergessen zu sagen, daß die Fremdensiedlung im alten Yokohama die stärkste Quelle für Japans Fortschritt gewesen ist. Gewiß, im ersten Jahre, als die Fremden noch mit hohen Stiefeln durch den Sumpf der „Straßen“ gehen und nachts mit dem Revolver in der Tasche im Schuppen bei ihren Waren schlafen mußten, gab es noch keine Zeit für gute Musik und Dichtkunst. Aber schon 1863 gehörten Dr. J. B. Hepburn, der Verfasser des japanischen Wörterbuchs, Rev. Goble, der Erfinder der Riksha, Rudolf Lindau, der Novellendichter, General Schnell, über den der Schreiber dieses Aufsatzes im 4. Band der Monumenta Nipponica (1941) berichtet hat, A. R. Weber, der Verfasser von „Kontorrock und Konsulatsmütze“ und Ernest Satow als Dolmetscher-Eleve, Abbé Girard und der Gründer des Clubs Concordia, August Evers, zu den in Yokohama wohnenden Pionieren, alles Leute, denen man Kultur nicht absprechen kann und die für Japans Fortschritt gewirkt haben. Auch darf man nicht übersehen, daß mancher andere Wegbahner, dessen Name heute vergessen ist, den Japanern Handel und Handarbeit gezeigt und daß jede einzelne der mutigen weißen Frauen aus ihrer Heimat einiges Gerät, Spielzeug, Rezepte und nützliche Haushaltserfahrungen gebracht hat, die dann bald – so wie die oben beschriebene Schaukel – zum Gemeingut des japanischen Volkes geworden sind.

1 港之花横濱綺談 2 御運上所 3 港崎